

ICH BIN DIE
STADT

DAS
KLIMA

UND DIE
TRANS
FORM Durch Selbstwirksamkeit
und Verbundenheit zur
regenerativen Stadt
ATION

Inhalt

Point of view/State of mind	9
Letter of intent/Absichtserklärung	13
1968/1986/2018 – Hippies, Tschernobyl und Greta	16
Gegenwart ohne Zukunft	19
Vergangene Zukunft	19
Beziehungskrise	20
Wissen – Technik – Strategie	22
Alles dreht sich	25
Die Vermessung der Talsohle	26
Lebensräume ... eine Betrachtung zur Gegenwart	29
Externalisierung von Verantwortung	34
Transformation	41
Das Paradox	43
Der große Vulkanausbruch	44
Ansichten eines Optimisten:	
Potenziale der Gegenwart	47
Gesellschaft	47
Fortschritt und Innovation	48
Digitalisierung	50
Energie	53
Mobilität	56
Ernährung	59
Bauen und Architektur	63
Wohnen und Individualisierung	69
Selbst als Raum, Raum als Bewusstsein	79

Das Selbst: Von mir aus/Von hier aus	87
Eine Selbstverortung	87
Wo geht es hier eigentlich in den Garten?	88
Individualität und Selbstverwirklichung	89
Wohlstand	92
Selbstverständnis	93
Tätigkeit und Teilhabe	95
Konsument:innen	98
Untätigkeit	99
Autonomie und Selbstwirksamkeit	101
Wertschätzung	105
Der menschliche Maßstab	106
Wirksamkeit, Verhältnismäßigkeit, Nützlichkeit	109
Wirksamkeit	109
Verhältnismäßigkeit	111
Nützlichkeit	114
Das Ende der alten Erzählungen	119
Das Verschwinden der Städte, wie wir sie kennen	123
Rosa sagt: »Nein!«	129
Mein Bauhaus ist besser als dein Bauhaus	131
Höhlen und Nester:	
Die Produktion und Aneignung von Stadt und Raum	133
Die mechanische Stadt	137
Die organische Stadt	144
Die soziale Stadt	157
Hütte statt Haus	166
Zum Schluss, zum Anfang	167
Epilog	171
Quellenangaben	173
Literatur	175

Das Ende der alten Erzählungen

In der Debatte um die richtigen Strategien zur Bewältigung der großen Krisen kommen viele Beiträge an den Punkt, dass mein individuelles Verhalten einen zu vernachlässigenden Anteil an den Ursachen hat. Meine eingesparten Plastiktüten sind nicht einmal in Promille an der Gesamtverschmutzung zu bemessen, mein schlechtes Gewissen rettet nicht die Welt. Selbst in der nächsten Verantwortlichkeitsstufe, wenn zum Beispiel Deutschland oder Europa allein eine Vorreiterrolle hätten und alles richtig machen würden – global gemessen wiele das kaum ins Gewicht. Einzig und allein die internationale Politik, die globalen Konzerne und die reichsten 0,1 Prozent der Weltbevölkerung könnten eine wirkliche Veränderung bewirken. Das sind die Schuldigen, und die nehmen uns mit ihrem rücksichtslosen Agieren in Mithaftung. Bevor nicht der Kapitalismus abgeschafft ist, wird sich sowieso nichts ändern. Und wer aufgrund seiner Armut keine Handlungsspielräume hat, um Umwelt zu zerstören, hat auch keine Möglichkeiten, den Folgen der von anderen verursachten Zerstörung zu entkommen. Das ist wohl so. Doch komme ich mit dieser Analyse keinen Schritt weiter.

Eine:n Schuldige:n zu benennen ist kein Lösungsansatz. Dabei verhasse ich mich lediglich in Polaritäten. Ich markiere Täter:innen und Opfer und übernehme die Rolle des Anklägers. Das wird gemacht, seit diese Debatte geführt wird. Doch es gibt kein Gericht und niemanden, den:die alle als Richter:in akzeptieren. Wenn ein:e Kläger:in zu laut wird, dann wird er:sie entweder an seinem:ihrer Klagen zerbrechen oder so einflussreich und mächtig, dass er:sie ebenfalls auf die Anklagebank gesetzt wird. Der Kapitalismus absorbiert seine Kritiker:innen. Sie werden zu Berater:innen oder zu Feigenblättern.

Wenn die erfolgreichsten Protagonist:innen in unseren Erzählungen sich durch Wohlstand, gesellschaftliche Anerkennung, unternehmerischen Erfolg

und materielle Sicherheit auszeichnen und wir diese nun als Weltzerstörer:innen identifizieren, dann benötigen wir dringend neue Geschichten und neue Vorbilder.

Ich habe mir nicht ausgesucht, in welche Zeit und an welchen Ort mich das Leben führt. Die Tatsache, dass ich ohne mein Zutun auf der scheinbar richtigen Seite der Welt, in der sogenannten ersten Welt gelandet bin, bringt mich nicht automatisch in eine vorteilhafte Position. Ich bin mit Schuld beladen, weil meine Privilegien mich zum Täter machen. Die selbstverständlichsten Dinge, die meinen Alltag ausmachen, stehen zur Disposition. Mein Sein in der Welt ist toxisch. Doch ich begegne der Fehlstellung nicht dadurch, dass ich mich selbst infrage stelle, sondern dadurch, dass ich nach jemandem suche, der oder die über »meine« Verhältnisse hinaus lebt.

In dieser Welt ist gesellschaftliche Teilhabe anscheinend denen vorbehalten, die sich engagieren, die erfolgreich sind, die sich selbst verwirklichen und sich etwas leisten können. Gesellschaftlicher Status wird an Weltreichweite bemessen und das Selbstwertgefühl in die Hände der öffentlichen Meinung gelegt. Doch das gesellschaftliche Selbstverständnis braucht nicht nur die Erfolgreichen. Aufstieg funktioniert nur in einem System, das auch den Abstieg und die Angst davor kennt.

In der wissens- und datenbasierten, halbautomatisierten Welt der Kinder des Wohlstands sind physische Arbeit, körperliche Anstrengung, pflegende und dienende Tätigkeiten am unteren Rand und ohne die Verheißung der Selbstverwirklichung angesiedelt. Dort findet das Leben nicht im Aufzug, sondern scheinbar in einem ewigen, langweiligen und ermüdenden Kreislauf statt. Das Leben im Aufzug funktioniert jedoch nur mit Kraftverstärkern, unter Inanspruchnahme von elektrischer, thermischer und physischer Energie. Diese systematische Abhängigkeit ist weltverzehrend.

Ich brauche den:die prekär Beschäftigte:n, damit ich mir meinen Lebensstil leisten kann und weil ich so jemand anderen als Opfer der Umstände benennen kann – jemanden, für den:die ich klagen kann. Ich will weder Täter:in noch Opfer sein, und am besten auch kein Mittelmaß. Doch solange ich in dieser Polarität denke, verändert sich nichts. Dann erkenne ich, dass wir alle Teilnehmer:innen und Teilhaber:innen sind.

Es scheint, als würden kein Gott, keine Moral, kein Staat, kein Gesetz, kein Vertrag und kein Dogma mich davor bewahren, dass ich meine eigenen Lebensgrundlagen zerstöre. Nichts von außen, nicht mein Wissen und auch

nicht mein Verstand dringen so weit in das Bewusstsein ein, dass ich die Konsequenzen meines Handelns ernst nehme.

Im Wesentlichen sind es jedoch nur ein Positionswechsel, eine andere Blickrichtung, die Veränderung auslösen. Wenn ich meinen Standpunkt verändere, verändert sich die Welt. Die Welt ist und wird, wie ich bin und werde.

In der alltäglichen Getriebenheit bin ich kaum in der Lage, die stetige Veränderung wahrzunehmen. Ich kann nicht mal die Rotation der Erde erfahren, weil ich nie die Geduld habe, dem Lauf der Sonne und dem Wandern der Schatten auch nur eine halbe Stunde zuzuschauen. Ich verstehe alle denkbaren Veränderungen als einen Quantensprung, als eine deutliche Differenz von gestern zu heute. Scheinbar überschlagen sich ständig die Ereignisse und ich bin dem Lauf der Dinge ausgeliefert. Das Verschwinden der Jahreszeiten aus dem Alltag und der Versuch, alle klimatischen Unterschiede zwischen Sommer, Winter, Tag und Nacht in unseren Lebensräumen zu egalisieren, haben mir eine wichtige Referenz für die Zyklen, die Lebendigkeit des Lebens genommen. Die Gleichförmigkeit der technisch glatt gebügelten Tage macht jeden zu einem, an dem alles sein kann. Die Einzigartigkeit dieser Tage wird dann nur noch durch die Dinge markiert, die ich konsumiere. Meine Abhängigkeit, oder positiv gesprochen: Verbundenheit wird in einer On-Demand-Welt ausgeblendet. Alles ist einen Knopfdruck weit entfernt. Der Knopf ist meine Verbindung zur Welt. Die Entkopplung von »cause« und »effect« ist eine sehr wirksame, aber vielleicht auch die letzte Möglichkeit, der letzte Streich der hyperkapitalistischen Marktmaschine, um uns im Gehege der Verbraucher:innen zu halten. Alle Versuche, sich selbst, die Einsamkeit oder die Welt durch Verbrauch zu überwinden, münden in einer großen Enttäuschung. In Krisen. In Katastrophen.

Ich habe die optimistische Grundannahme, dass jedes Leben eine Entfaltung von Schönheit sein kann, und die Art und Weise, wie die Menschheit die Welt transformiert, in diese Möglichkeit eingebettet ist. Was wir im Moment zerstören, ist unsere selbst gebastelte Komfortzone, aber nicht das Leben an sich. Es demaskiert sich eine Vorstellung von einer Welt, die durch Bilder, Macht, Besitz und Kontrolle konstituiert ist. Eine Welt in Stücken. All die Katastrophen, Kriege und Krisen sind übergroße Hinweisschilder, die uns aufzeigen, dass es uns nur im Kontext gibt, dass alle und alles miteinander verbunden sind. Das ist eine Plattitüde, ich weiß. Doch nur so lange, bis ich hinter die Worte komme. Und wie kommen ich dort hin? Indem ich es

C

zulasse. Ich muss nichts tun. Vom Standpunkt meiner Gewohnheiten aus muss ich nur einiges weglassen: Vorurteile, Selbstbilder, Grenzen, Ängste ...

»Zulassen« und »weglassen« verlangen nicht viel mehr als meine Aufmerksamkeit und die Bereitschaft, die Dinge so anzunehmen, wie sie sind. Jenseits meiner Konditionierung, hinter den Fassaden, öffnet sich der Garten. Ich gehe davon aus, dass die Welt eine Möglichkeit ist, in der acht oder neun und auch zehn Milliarden Menschen zur vollen Entfaltung kommen können. Dass wir in einem unermesslichen Reichtum leben. Dass wir so viele sind und noch mehr werden, weil wir nur im Miteinander zum Kern unseres Seins finden.

Das Schöne ist meist leise – und in dieser Weise – immer da.

Die Transformation von Lebensräumen in ein hochverdichtetes, urbanes Miteinander hat die Möglichkeit geschaffen, die Grenzen, die bisher durch Herkunft, Familie, Geschlecht, Kultur, Tradition und Nationalität gesteckt waren, zu überwinden.

Die Vielfalt dessen, was für gewöhnlich mit Natur benannt wird, findet eine Entsprechung in den vielfältigen Lebens- und Seinsweisen, die die Stadt offenbart. Die Stadt ist voll von bunten Vögeln, wilden Katzen, jungen Hunden und exotischen Pflanzen.

Weltweit erodieren gesellschaftliche, bauliche und landschaftliche Monokulturen in atemberaubender Geschwindigkeit. Die Räume, die sie hinterlassen, sind einerseits Wüsten, bieten aber gleichzeitig ein riesiges Potenzial für transformative Prozesse. Der von Kohle, Uran, Gas und Öl befeuerte Vulkan hat in den letzten 200 Jahren die ganze Welt mit gewaltigen Strukturen überzogen. Straßen, Bergwerke, Tagebaue, Kanäle, Agrarflächen und auch die Städte wurden mit explosiver Energie erschaffen. Wir können beginnen zu begreifen, dass diese Löcher, Schlitze und Prothesen Verletzungen sind. Unsere Kultur hat sich durch die Kraft der Zerstörung entfaltet. Nun ist es Zeit, dass wir die »gestaltete« Welt in Lebensräume verwandeln, die jedem Sein einen freundlichen Platz einräumen.

Das Verschwinden der Städte, wie wir sie kennen

Eine Stadt ist ein Speicher von zivilisatorischen Zeitschichten. Je älter eine Stadt ist, umso mehr Transformationen hat sie erfahren. Wenn man zum Beispiel durch Palermo oder Rom läuft, kann man das Neben- und Übereinander von unterschiedlichsten Herrschaftsansprüchen, Kulturen und Weltanschauungen, sowohl in der historischen Tiefe wie auch in der zeitgenössischen Oberfläche, erleben. Allein die Tatsache, dass Menschen durch den beginnenden Ackerbau sesshaft wurden, hat nicht automatisch zum Entstehen von Städten geführt. Es hat viele Jahrtausende gebraucht, bis aus einigen wenigen Siedlungen Städte erwachsen sind. Städte sind steinerne Zeugnisse menschlichen Handelns. Sie sind ein räumliches Konzentrat von Macht, Kultur, Handel, Handwerk, Dienstleistung und Vielfalt. Hier finden Archäolog:innen einen reichen Fundus an Artefakten, die uns Aufschluss über die Entstehung und Entwicklung von Zivilisationen geben. Das Verschwinden von Städten und antiken Reichen gehört ebenso zur Menschheitsgeschichte wie Migration und der stetige Wandel von Lebensräumen. Während die Besiedelung der Welt durch den Menschen eine stetige Wanderung ist, bilden Städte in diesen Bewegungen Kristallisationspunkte. In der Verdichtung entsteht ein Konzentrat. Daraus kann gleichermaßen ein Diamant wie ein explosiver Cocktail entstehen.

Die Stadt als Krönung der Zivilisation zu verstehen ist keine neue, aber wohl immer noch eine utopische Erzählung. Vor ziemlich genau hundert Jahren (1919) hat der Architekt Bruno Taut eine Reihe von Schriften veröffentlicht. Die Titel lauteten *Die Stadtkrone* und *Die Auflösung der Städte, oder: Die Erde eine gute Wohnung, oder auch: Der Weg zur Alpenen Architektur* (1920).¹⁹ Gemeinsam mit anderen Architekten und Künstlern hat er die »gläserne

C

Kette« gebildet. Diese Künstlergruppe hat in die Stadt ein revolutionäres Potenzial für eine egalitäre, hierarchiefreie und moderne Welt hineingeschrieben und -gezeichnet. So wie Städte und die Gesellschaft vor hundert Jahren aufgestellt waren, waren eine Utopie und der gesellschaftliche Wandel Dinge, die man bauen konnte. Es ging viel mehr als heute um elementare Nöte, um die Befreiung aus prekärsten Verhältnissen, um die grundsätzliche Herstellung von menschlichen Entfaltungsmöglichkeiten und um Ästhetik. Die Verdichtung des städtischen Raums durch massive Funktionsüberlagerung, eine brutale Ausnutzung von Not und Abhängigkeit der Arbeiter:innen sowie die »Bodenfrage«¹⁵ motivierten Gedanken zu sozialistisch und anarchistisch inspirierten, egalitären Gartenstädten. Die Eisenbahnen und in der Konsequenz die Bahnhöfe galten als eine Ursache für die fatale Verdichtung von städtischen Zentren. Im individuellen Automobilverkehr sah man die Möglichkeit, das Stadtgefüge zu entzerren und die ganze Landschaft mit Siedlungsstrukturen zu durchziehen. Die Stadt als ein homogenes Gewebe, welches sich über große Räume erstreckt. Entwerfen und Bauen zielten darauf ab, die Welt grundlegend neu zu ordnen, die Menschheit aus dem Elend der Umstände zu heben. Die beengten, unhygienischen Wohnverhältnisse und die daraus resultierenden Konflikte und Krankheiten führten zu der Annahme, dass »der Mensch von allen Tieren dasjenige ist, welches am wenigsten zum Herdentier taugt; Menschen, die man wie Schafe zusammenpferchte, würden in kurzer Zeit sterben. Des Menschen Atem ist todbringend für seinesgleichen.« (Jean Jacques Rousseau, zitiert von Bruno Taut in *Die Auflösung der Städte*).²⁰

Es war die Zeit der Reformbewegungen, des Aufkommens der Moderne und der Gründung des Bauhauses (1919) durch Walter Gropius und Henry van de Velde. Die Idee des Sozialismus war noch nicht verbrannt, Demokratie eine von mehreren Möglichkeiten und die Zukunft ein fantastischer Entfaltungsraum. Das bessere Leben konnte ausschließlich in der Zukunft liegen und Zukunft war, anders als heute, ein weiter Horizont. Die Verfasser:innen der Ideen für eine neue, bessere Welt standen in einem Wettbewerb mit einer Vielzahl von Gestalter:innen, Denker:innen und teilweise mit sich selbst. Eine neue Technik, eine fundierte (Selbst-)Kritik oder ein neues Buch konnten eine mögliche Welt durch eine andere ersetzen.

Auch wenn die Zeit vor hundert Jahren wie unsere von Kriegen, Krisen und Katastrophen gekennzeichnet war, die Protagonist:innen ebenfalls in einer Form von Notwehr agiert haben und die Bodenfrage auch damals ein

wesentlicher Faktor für die Misere der Stadt war, ist die Ausgangssituation heute eine grundlegend andere.

Wir müssen heute damit umgehen, dass die Utopien der Moderne im Real-labor in ein Desaster führten. Aus Licht, Luft und Sonne ist anonym, monofunktionaler Massenwohnungsbau mit oder ohne Abstandsgrün geworden, die Idee der Gartenstädte wird durch suburbane Einfamilienhaussiedlungen verzerrt. Wir sehen heute, dass eine Idee, sobald sie sich im Diskurs entfaltet, auch eine Wirkung in der Realität hat. Zu welchen Ergebnissen sie führt, liegt jedoch nicht in der Hand der Verfasser:innen. Eine Idee, eine Utopie ist eventuell viel weniger eine Schöpfung als eine Ahnung und der Verfasser nicht ein Genie, sondern ein helllichtiger Mensch.

Für Utopien scheinen wir heute gar keine Zeit mehr zu haben. Eine Projektion für eine bessere Zukunft 2123 ist im Moment nicht von Interesse – oder unvorstellbar geworden. Unser Horizont schnürt sich zusammen. Wir sind gut darin geworden, uns die Welt als etwas Endliches vorzustellen. Zwischen Heute und Morgen liegt eine Katastrophe mit unabsehbaren Folgen.

Grundlage jeder Utopie war und ist der Glaube an technologischen und gesellschaftlichen Fortschritt, an eine bessere Welt jenseits dieser. Nun leben wir in einer Realität, die vor hundert, ja sogar noch vor fünfzig Jahren als Science-Fiction gedacht wurde. Doch der technische Fortschritt, unsere exponentiell gesteigerte Weltreichweite und die Revision von gesellschaftlichen Verhältnissen haben uns nicht den Sternen näher gebracht, sondern mehr denn je auf den Boden der Tatsachen geführt.

Transhumanistische Fantasien werden von den allermeisten Menschen als Dystopie verstanden. Auf dem Mond oder Mars wollen noch weniger Menschen leben als in der Sahara, und die Aussicht, demnächst so alt zu werden, dass wir die Hälfte unseres Lebens als Wartungsobjekt in Pflegeeinrichtungen verbringen, beflügelt auch keine Fantasien. Statt in der Zukunft sind wir in der Gegenwart gelandet, und die ist – je nach Perspektive und Alter – eine Enttäuschung oder eine äußerst unkomfortable Ausgangssituation für die Selbstverwirklichung folgender Generationen.

Aber wenn ich dich frage, ob du, abseits von Zwangsläufig-, Notwendig- und Dringlichkeiten, eine Idee hast, wie wir leben könnten, wie du gerne leben würdest, würdest du dann das Leben wählen, das du heute lebst? Würdest du in der Wohnung, in dem Haus, in der Stadt leben, in der du lebst? Würdest du den Job machen, den du machst? Würdest du deinen Tag so tak-

ten, wie er getaktet ist? Kennst du Erzählungen von anderen Leben, die dich beeindrucken, die dich vielleicht sogar begeistern? Gibt es ein Leben jenseits von »hätte«, »könnte«, »müsste«? Wo kommen unsere Sehnsüchte her? Sind es medial stimulierte Fantasien oder entspringen sie unserem Innersten? »Weiß unser Herz von der Möglichkeit einer viel schöneren Welt?«²¹

Wir brauchen einen radikalen Optimismus, um zwischen den ausgestellten Misere die Anfänge einer anderen Welt aufkeimen zu sehen. Wenn wir uns von der negativen Dynamik der Gegenwart gefangen nehmen lassen, verfliegen alle Hoffnungsschimmer in dem Moment, in dem wir sie wahrnehmen. Die übergroße Präsenz der aufgetürmten Scheiße verwandelt jede Schönheit in Wehmut. Es ist ein elementarer Fehler, das gute Leben an die Vergangenheit zu verschenken. Alles, was kaputt geht, macht einen riesigen Krach und entwickelt so eine übermächtige Präsenz. Die eigentliche Musik kommt aber von woanders. Unter jedem Geräusch liegt die Stille. Wenn wir selbst still werden und von dort aus lauschen, eröffnen sich vielfältige Wahrnehmungsräume. Es erfordert eine hohe Konzentration, um die Fragmente der Schönheit als Musik, als eine Komposition, als eine Symphonie zu erleben.

Unsere Zeit stellt alles Bestehende infrage. Die Bedeutungen von Worten wandeln sich genauso wie Geschlechterrollen, wie unser Glaube an die Naturwissenschaften, an Gott, an Nationalstaatlichkeit – alle Selbstverständlichkeiten erodieren. Alles, was bisher unser Sein beschrieben hat, steht zur Disposition. Damit ist eine Basis geschaffen, um uns neu in der Welt zu verorten. Die Transformation, die stattfindet, weist uns den Weg zu einer Natur, die wir sind. Das Anwachsen der Erdbevölkerung, die Verdichtung der Räume, führt zwangsläufig in die Lage, dass alles Sein nur im Zusammenhang bestehen kann. Man kann das als Abhängigkeit oder als Koexistenz verstehen. Ich bin mit allem Lebenden gleich unter Gleichen. Ich weiß, dass ich selbst genauso Wasser und Luft bin, wie der See und der Fluss und das Meer und die Atmosphäre Wasser und Luft sind. Ich weiß, dass jedes Tier und jede Pflanze die gleichen Lebensgrundlagen hat wie ich und diese in all ihren Facetten eine Entsprechung für den Reichtum eines möglichen Seins sind. Mit dem Begriff des Anthropozäns wird eine Epoche beschrieben, in der der Mensch maßgeblich Einfluss auf alle Prozesse auf der Erde nimmt. Doch diese Darstellung ist meiner Meinung nach verkürzt und irreführend. Die Menschen werden in dieser Erzählung als Bedrohung beschrieben, als Aliens, die die Welt zerstören – oder retten. Menschheit als eine Macht außerhalb der Natur.

Die Verdichtung der Ereignisse und der dadurch gewonnene Zuwachs an Erkenntnis über die Zusammenhänge alles Seins führen mir jedoch vor Augen, dass ich nicht außerhalb von irgendetwas bin. Ich kann mich nur im Zusammenhang begreifen. In der Art und Weise, wie sich die Welt verändert, verändere auch ich mich, verändert sich mein Bewusstsein, verändert sich meine Natur.

Der Architekt Toyō Itō sagte über den Architekten Terunobu Fujimori: »Seine neue Abstraktion könnte die Denkweise verkörpern, in der die Wünsche heutiger Menschen zum Ausdruck kommen und die erforderlich ist, wenn wir von der Natur, die vor uns liegt, zu einer anderen Natur fortschreiten wollen.«²² In dieser Natur, die wir sind und die durch uns ist, kann ich auch meine Mitmenschen als Natur verstehen, als die, durch die ich bin.

Die Menschheit hat durch die Versammlung in den Städten scheinbar die Verbindung zur sogenannten Natur verloren. Doch der so empfundene Verlust führt schlussendlich zu einem ganzheitlichen Naturverständnis. Nach dem alten Naturbegriff verstehe ich mich als abgetrennt und unsere Behausungen als Schutz vor der Natur. Ich begreife die Dinge durch die Differenz. Bisher habe ich Natur als das Draußen verstanden und mein Handeln als einen Widerstand gegen das Wetter, die Dunkelheit, die Rohheit, die Unberechenbarkeit, die Schönheit. Und nun, wo ich den Irrtum ahne, beginne ich eine Form von Wildheit in unseren Straßen, Balkonen und Parks zuzulassen, um so der gedachten Natur einen Raum zu geben. Wildblumenwiesen in Betonkübeln sind wunderschön und gleichzeitig der Ausdruck einer tiefgreifenden Irritation.

Städte können Kristallisationspunkte für ein anderes Bewusstsein sein. Die Transformationsfähigkeit von Landschaft, Natur und Gesellschaft wird in ihnen am deutlichsten sichtbar. Ich kann Städte als Organismen verstehen, als lebendige Landschaften und als Möglichkeitsräume. Hier wird mir am deutlichsten bewusst, wie mein Tun permanent Realitäten verändert. Es gibt keine Möglichkeit für ein »Zurück zur Natur«. Ich kann und will mich nicht in einen Urzustand begeben. Die Welt, die vor mir liegt, kann nur eine sein, die zehn Milliarden Menschen als transformierende Kraft integriert. Eine Welt, die durch das Potenzial des Menschen zur vollen Entfaltung kommt. Der Homo sapiens, der »weise Mensch«, hat wie kein anderes Wesen die Möglichkeit, sich selbst und seine eigenen Lebensgrundlagen zu zerstören. Das Bewusstsein für diese Fähigkeit, diese Machtfülle ist zeitgeschicht-

C

lich so jung, dass niemand ermessen kann, in welcher Weise es das Selbst und Sein verändert. Es ist nur eine von vielen Möglichkeiten – und diese ohne historische Referenz – dass die Menschheit dieses Potenzial für einen Suizid einsetzt. Die Wirksamkeit unseres Handelns könnte gleichermaßen positive Resonanzen erzeugen. Mir wird bewusst, wie liebesfähig, wie empathisch der Mensch ist. Ich bin nicht nur in der Lage, meine eigenen Kinder, sondern auch Bäume und Beton zu lieben. Ich habe die Möglichkeit, meine Umwelt und unser Miteinander zu gestalten, ich bin zu Schönheit fähig. Ich mache Musik, ich tanze, ich lache.

Der »weise Mensch« ist noch im Werden. Wir haben gerade erst den aufrechten Gang gelernt. Ich erfahre, dass es jenseits meiner Instinkte, Reflexe und grundlegenden Bedürfnisse, die ich mit allem Lebendigen teile, eine Ebene gibt, die mich in eine besondere Verantwortung für die Welt stellt. Ich kann mir der Konsequenzen meines Handelns bewusst werden. Ich habe eine Idee vom evolutionären Verlauf des Lebens, mein Bewusstsein kann in die Vergangenheit und in die Zukunft reichen.

Die Krisen, Kriege und Pandemien sind wie Leit/diplanken für einen pubertierenden Verstand und ein erwachendes Bewusstsein. Ich erfahre die Grenzen meines Handlungsspielraums. Meine Ausbreitung in der horizontalen Ebene ist weitestgehend abgeschlossen. Wir haben gebaut, was zu bauen ist. Wir haben ein Wissen gefunden, das mir vor Augen führt, wie alles miteinander zusammenhängt und dass mein Handeln untrennbar in einen großen Kontext eingeschrieben ist. Von nun an gilt es, die Dinge zu verfeinern, in Lebensräume zu verwandeln. Neuland gibt es ab jetzt nur noch in der Vertikalen. Wachstum, Fortschritt und Innovation sind nicht stoffliche, geistige, spirituelle Parameter. Alles, was wir brauchen, ist da. Die Erde ist eine produktive, regenerative und großzügige Schatzkammer.

Wir lernen schmerzhaft, dass der Versuch, die Erde zu manipulieren, sie zu beherrschen oder als reine Ressource zu verstehen, uns an die Grenzen unserer Existenz führt. Mit dem Wissen um die systematischen Zusammenhänge des Wetters, des Klimas, der Meere und der lebenden Organismen können wir ein Sein ohne materielle Not für zehn Milliarden Menschen realisieren. Wenn wir aufhören, unser Sein durch Konsum und Verbrauch zu beschreiben, ist die Begrenztheit der Dinge nicht die Begrenztheit unserer Möglichkeiten.

Die Städte, so wie wir sie kennen, werden verschwinden. Aus ihnen heraus entsteht eine Landschaft, die dem Menschsein eine räumliche Entfaltung

ermöglicht. Es werden nicht die Häuser und Straßen verschwinden. Was verschwinden wird, ist die Vorstellung, dass die Stadt ein Gefüge aus isolierten (Raum-)Zellen und Körpern ist. Dafür müssen keine Mauern eingerissen werden, ich muss nur meine Sehgewohnheit ändern.

Rosa sagt: »Nein!«

Nicht erst seit wir Kinder haben, hat uns die Frage, ob wir die Stadt nicht hinter uns lassen wollen, intensiv beschäftigt. Nach über 20 Jahren am Puls der Zeit, im Getriebe der Metropolen, im Karussell der Eitelkeiten könnte es an der Zeit sein, das Wohnen und Leben mit einem ganzheitlichen, natürlichen und entschleunigten Rahmen zu versehen. Wir hatten und haben eine große Sehnsucht nach landschaftlicher Weite, nach Sternenhimmel und Platz zur Entfaltung. Die alte Leier.

Wie sollen die Kinder aufwachsen? Die Frage, wo die Milch herkommt, ist dabei nicht die Dringlichste. Viel wichtiger scheint mir zu sein, mit welchen Realitäten und mit welchem Grad an Autonomie ein Kind aufwächst. Wie viel Raum und welche Möglichkeiten stehen zur Aneignung zur Verfügung. Wird ein kleiner Mensch die Natur jemals wertschätzen, wenn diese nicht als selbstverständlicher Lebensraum geprägt wird? Müssen die Kinder nicht unseren Wurzeln, unseren Zusammenhängen etwas näherkommen? Liegt das nicht in der Natur der Sache? Sollte ein Kind nicht mit Bäumen und Blumen und Hunden und Hühnern aufwachsen?

Rosa sagt: »Nein!« Mit drei Jahren war sie mündig genug, um klarzustellen, dass ihr Zuhause Kreuzberg ist! Man kann ihr einen Hund, einen Garten, einen Ponyhof und einen Badesee versprechen – alles faule Tricks. Ich will nicht sagen, dass unsere Tochter uns die finale Entscheidung abgenommen hat. Sie hat aber eine neue Sicht auf die Zusammenhänge etabliert.

Es ist sehr herausfordernd, Kindern Gott und die Welt zu erklären. Plötzlich sage ich Dinge, die ich bisher nur als lose Gedanken mit mir herumgetragen habe. Ich behaupte ein Wertekonzept zu haben, dessen Tragfähigkeit ich nie überprüft oder das ich einfach von meinen Eltern übernommen habe. Jetzt wird's wirklich ernst – oder peinlich.

Viel erhellender kann es mitunter sein, wenn uns die Kinder die Welt erklären. Wenn ich mich auf ihre Geschwindigkeit einlasse und sie wie ein Schatzen begleite. Ich kann nicht zum Kind werden, aber ich kann mich auf diese

vorbehaltlose, naive, intuitive und neugierige Seinsweise einlassen – für einen Moment.

In Rosas Stadt gibt es keinen Dreck, keine Kollisionen und keine Fremden. Sie hebt den Müll auf, fährt Slalom, grüßt jeden, wirklich jeden Menschen und umarmt jeden Hund. Für sie ist die Stadt keine Überforderung, weil sie, wie viele Kinder, in einer absoluten Gegenwärtigkeit und ohne Vorbehalte unterwegs ist. Sie hat einen intuitiven Zugang zu Stimmungen und Atmosphären. Sie bewertet nicht, sie fühlt.

Für sie ist die Stadt eine Schatzkammer an Möglichkeiten, Eindrücken und Interaktionen. Ihre Welt ist reich wie ein großer Garten und gegen nichts will sie diese eintauschen. Selbstverständlich wird sich ihre Perspektive auf die Stadt und das Miteinander ändern. Es dauert nicht mehr lange, dann wird sie das Fürchten lernen, ihre Offenheit wird zur gefährlichen Naivität, sie wird Argwohn und Ablehnung erfahren und der Alltag wird sie in einer Weise herausfordern, dass sich die Zugänge zur Intuition verengen. Doch das hat weniger mit der Stadt als vielmehr mit unserer Gesellschaft zu tun. Jedes Kind, egal, ob es auf dem Land oder in der Stadt aufwächst, ist diesen Veränderungen ausgesetzt. Der natürliche Zugang zu unserer Umwelt wird durch Stress, Leistungsdruck und Erwartungen verengt.

Was ich daraus lernen kann, ist, dass ich die Stadt (und das Land) unter großen Vorbehalten betrachte. Rosa erlebt ihr gewohntes Umfeld als das Selbstverständlichste, Natürlichste von der Welt – als Natur.

Es liegt an mir, meinen Naturbegriff zu erweitern. Ich kann meinen Lebensraum als einen natürlichen begreifen und meine inneren Widerstände gegen das andere überwinden. Dem ständigen Drang, den Dingen zu entkommen, am Wochenende raus und im Urlaub weg, kann ich dadurch begegnen, dass ich anfangs, meinen Lebensraum aktiv zu gestalten. Gemeinsam können wir die Stadt dahingehend umbauen, dass sie jedem:jeder die Möglichkeit zur Entfaltung, zur Teilhabe und zur Selbstwirksamkeit bietet.

Diesem Anspruch scheinen das Landleben und die Verheißungen des Einfamilienhauses bereits gerecht zu werden. Doch in der Addition von privat und exklusiv genutzten Möglichkeiten entstehen eine räumliche Leere, eine Versteinerung von Landschaft und ein resonanzarmer Raum. In der Stadt, in der vielfältigen Überlagerung von Möglichkeiten, Nutzungen und Daseinsweisen liegt der Schlüssel zu einer nachhaltigen Transformation.

Mein Bauhaus ist besser als dein Bauhaus

Auf Initiative des renommierten Klimaforschers Joachim Schellnhuber wurde im Jahr 2020 das »Bauhaus Erde«²³ gegründet. Zeitgleich und mit inhaltlicher Überschneidung wurde von der Präsidentin der Europäischen Kommission Ursula von der Leyen das »New European Bauhaus«²⁴ ausgerufen.

Doch während die Europäische Initiative in erster Linie dem »New Green Deal« ein Kommunikationsformat und eine Plattform bieten will, versteht sich das »Bauhaus Erde« als ein global ausgerichteter Thinktank und als Werkstattlabor für die Transformation der internationalen Bauwirtschaft hin zu einer ressourcengerechten und klimaneutralen Bauweise. Und nicht nur das: Mit einem massiven Einsatz von Holz im Bauwesen könnten die Städte der Zukunft zu einem gewaltigen CO₂-Speicher werden.

Das »New European Bauhaus« nutzt das Renommee des Bauhauses als Kommunikationsstrategie. Man möchte gerne an den innovativen Geist der traditionellen Institution anknüpfen und damit unterstreichen, dass wir uns auf neue Pfade begeben müssen. Der Wandel soll modern und fortschrittlich sein. Mit dem »New Green Deal« soll unsere Wirtschaft, und hier maßgeblich die Bauwirtschaft, durch ein neues Paradigma zu einem grünen Wachstumsmotor umgebaut werden.

Das »Bauhaus Erde« hingegen adressiert die globalen Bautätigkeiten. Die Tatsache, dass in den nächsten Jahrzehnten mehrere Milliarden Menschen in Städte ziehen werden und dadurch eine gewaltige Baumasse im Entstehen ist, unterstreicht die Dringlichkeit, diesen materiellen Wahnsinn im Sinne der planetaren Grenzen zu gestalten.

Beide Initiativen sind Meilensteine für das nachhaltige Bauen und machen deutlich, auf welchen politischen und institutionellen Ebenen die Transformation unserer gebauten Umwelt bereits verhandelt wird. Aus meiner Sicht brauchen wir jedoch noch ein weiteres Bauhaus: Das »Altbau-Haus« oder »Alt-Bauhaus«.

Die programmatische Forderung des »Alt-Bauhauses« ist der sofortige Stopp aller Neubautätigkeiten in Ländern und Regionen, die keinen gravierenden Bevölkerungszuwachs haben oder durch Krieg und Katastrophen großmaßstäblich Bausubstanz eingebüßt haben. Der Fokus der Bauwirtschaft soll sich stattdessen auf Renovierung, (energetische) Sanierung und Umnut-

C

zung des Bestands konzentrieren. Abriss ist nur dann zielführend, wenn unmittelbare Gefahr vom Bestand ausgeht oder die Baumassen einer natürlichen Belüftung, Versickerung oder Entfaltung von diversen Habitaten im Weg stehen. Rückbau ist nur dann sinnvoll, wenn die Bauteile in einem neuen Kontext wiederverwertet werden können. Der Baubestand wird nicht über seine funktionale oder projizierte Nutzung qualifiziert, sondern über sein räumliches Potenzial. Es geht nicht um die Erhaltung von historischen Stadtbildern oder Baudenkmälern, sondern um den Wert des Vorhandenen als Grundlage für die Entfaltung von Leben. Jeder Bau kann entkernt, aufgestockt oder aufgeschnitten werden, um veränderten Nutzungsanforderungen gerecht zu werden. Das statische Gefüge aus Stein, Stahl, Holz und Beton sollte aber im Wesentlichen erhalten und geschützt werden.

Jede Sanierung und Instandhaltung reduziert die Notwendigkeit von Abriss und Neubau und verringert damit in erheblichem Maß Material- und Energieströme. Solange Straßen, Brücken und Tunnel, Bahnhöfe und Gleise, Industriebrachen, Dörfer und Kleinstädte nicht saniert werden, in keine neue Nutzung überführt werden und dem Verfall hingegeben sind, können keine neuen Baugruben ausgehoben, keine Lande- und Autobahnen, keine Hotels und Büros, keine Einkaufszentren, Einfamilienhäuser, Ferienhäuser und Ställe gebaut werden. Ausnahmen bilden solche Bauten, die den Bestand ergänzen; Häuser, die zu 100 Prozent aus regionalen, nachwachsenden oder recycelten Materialien gebaut sind, und solche, die dem Gemeinwohl und der Daseinsvorsorge dienen.

Die profitorientierte Bautätigkeit in den Metropolen schafft immer mehr Angebote für Kommerz, Großkonzerne und Tourismus, was dazu führt, dass sich wirtschaftliche Power an wenigen Standorten konzentriert. Dadurch entsteht ein Ungleichgewicht zwischen den Großstädten und der Provinz, welches auf der einen Seite zu erheblichem Stress führt und auf der anderen Seite Abwanderung und strukturelle Armut erzeugt.

Ein kategorisches Verbot von Neubauten für einige Jahre würde in erheblichem Maß Emissionen einsparen, Ressourcen schonen und strukturschwache Regionen beleben. Das Zeitfenster müsste so weit gefasst sein, dass der Wandel in der Baukultur deutliche Auswirkungen auf das Klima hat, im physikalischen, aber auch im gesellschaftlichen Sinn.

Höhlen und Nester: Die Produktion und Aneignung von Stadt und Raum

Die Forderung, den Bestand zu schützen und die Gebäudesanierung voranzutreiben, ist nicht neu und an vielen Orten gängige Praxis. Mittlerweile sind die Kosten für Rohbau und Gebäudebetrieb so weit gestiegen, dass es oft nicht nur der ökologischen, sondern auch der ökonomischen Vernunft entspricht, einen Rohbau zu entkernen und neu auszubauen. Die sogenannte graue Energie, also die Gesamtheit der energetischen Einträge durch Materialgewinnung, Transport, Bau, Betrieb, Rückbau und Entsorgung oder Recycling, ist in einen Rohbau aus Stein, Stahl und Beton so immens, dass sich die Investition nur über eine sehr lange Nutzungsphase amortisiert. Ausbau, Fassade und Haustechnik haben hingegen erheblich kürzere Lebenszyklen. Oberflächen, insbesondere Glas und beschichtete Bauteile aus Blech und Verbundplatten, Trockenbausysteme und Ausstattungen sind nicht wirtschaftlich zu renovieren und überleben sich ästhetisch; von der dämmenden Gebäudehülle wird eine immer höhere Performance verlangt; und die Haustechnik geht kaputt, sie wird durch Produktinnovationen ersetzt. Die differenzierte Betrachtung von Roh- und Ausbau ist sinnvoll. Darin liegt die Chance, den Bestand in eine neue Nutzung zu überführen und umzustrukturieren. Es ist zwingend notwendig, dass in dem Zuge die Ausbaumaterialien durch solche ausgetauscht werden, die recycelbar, wiederverwertbar oder kompostierbar sind. Haustechnik muss in Zukunft durch den Einsatz besserer Baustoffe reduziert und durch den Einsatz von reparaturfähigen Komponenten effizienter und langlebiger werden.

Trotz des Wissens um den Wert von Rohbauten werden heute immer noch ganze Gebäude abgerissen. Teilweise, weil die Rohbauten von mangelnder Qualität sind, nicht selten jedoch auch, weil die Grundstücke einen erheblichen Wertzuwachs erfahren haben, man dichter und höher bauen kann und ein Neubau keinen Preisbindungen bei Verkauf und Vermietung unterliegt.

Im Verhältnis zur Bestandssanierung ist der Neubau ein relativ einfach zu kalkulierendes Unternehmen. Nur auf einem so angespannten Immobilienmarkt, wie wir ihn derzeit in fast allen europäischen Metropolen erleben, ist mit der Sanierung von Altbauten ein gutes Geschäft zu machen. Doch mit der nächsten Zinsanpassung und steigenden Rohstoff- und Energiepreisen könn-

C

ten die Baubranche und der Immobilienmarkt einmal mehr in eine Krise geraten. Sobald die Gewinnmargen schrumpfen und das Geld teuer wird, ist der Ofen mal wieder aus. Das vom Markt getriebene Baugeschäft unterliegt ständigen, relativ kurz getakteten Schwankungen und ist in fast jede Krise dieser Tage verwickelt.

Statt den Schwankungen der Finanzwirtschaft ausgesetzt zu sein, sollte die Bautätigkeit in einer subsistenten Postwachstumswirtschaft mit großer Kontinuität vonstatten gehen. Den Takt würden die Jahreszeiten, die Materialverfügbarkeit und Qualität sowie die Bedürfnisse angeben.

Bauen kann nur dann nachhaltig sein, wenn es dem Schutz des Lebens, dem Miteinander und der persönlichen Entfaltung im Rahmen von gesellschaftlicher Teilhabe dient. Die Bauwelt der profitgetriebenen Unternehmungen hat in den letzten Jahrzehnten eine nie da gewesene Baumasse in den Raum gestellt. Die kritische Stadtgesellschaft beobachtet schon lange mit Argwohn, wie die Stadt filetiert und kommerziellen Interessen untergeordnet wird. Wem gehört die Stadt? Ist Hamburg eine Musical- und Kreuzfahrer:innenstadt oder die Stadt der Hamburger:innen? Ist Berlin die Stadt der Start-ups und Billigflieger-Tourist:innen oder die Stadt der Berliner:innen? Ist Köln eine Messestadt, Frankfurt eine Finanzmetropole, München das Oktoberfest oder Stuttgart eine Autostadt? Es entstehen neue Stadtquartiere, die als Geldanlagen gehandelt, aber nicht bewohnt werden. Es werden Shopping Malls und Erlebniswelten gebaut, die die Existenz des Ortes negieren, die global austauschbar sind. Bürohochhäuser, Hotels und Gewerbebauten sind Abschreibungs- und Spekulationsobjekte, die in der Logik des Marktes keiner Nutzung bedürfen und für die Stadtgesellschaft keinen Mehrwert generieren. Versicherungen, Kanzleien, Banken und Verwaltungen bauen riesige, repräsentative Gebäude. Dabei scheint niemand zu bedenken, dass sich der Bedarf an Arbeitsplätzen in diesen Dienstleistungssektoren in den nächsten Jahren durch Digitalisierung und flexible Büronutzungen erheblich reduzieren könnte.

Doch dies soll keine Klageschrift sein. Was der Wahnsinn produziert, was Investor:innen und Projektentwickler:innen finanzieren, sind robuste Strukturen, sind Raumgerüste, Plattformen, Hallen, Türme, Brücken und Brachen – zur zukünftigen Aneignung. Danke, aber jetzt reicht.

Nichts, was gebaut wird, entfaltet in der ersten Nutzungsphase das volle Potenzial. Erst wenn durch Umbau und/oder Umnutzung das Bauwerk trans-

formiert wird, beginnt es, sich wirklich mit dem Ort und den Bedürfnissen der Stadt zu verweben. Der Umgang mit dem Bestand ist ein Agieren mit dem Ort und in den Bedingungen des Ortes. Anders als auf dem Plan ist im Bestand der Kontext reell.

Der japanische Architekt Sou Fujimoto unterscheidet mit seiner These der »primitive future«²⁵ zwischen der Höhle und dem Nest als ursprüngliche und mögliche Formen des Behaustseins. Die Höhle ist ein vorgefundener Ort ohne programmatische Bestimmung, die durch Aneignung nutzbar gemacht wird. Das Nest hingegen ist eine gezielt für eine Nutzung geschaffene Raumstruktur und hat ein Programm.

Intuitiv möchte ich lieber in einem Nest wohnen als in einer Höhle, lieber ein Vogel sein als ein Bär. Doch bei genauerer Betrachtung hinkt mein Vergleich. Höhle und Nest schließen sich nicht aus, sondern können sich wunderbar ergänzen.

Sou Fujimoto geht in seiner Begründung zur Architektur davon aus, dass wir mit dem Bauen keine (Wohn-)Programme produzieren, sondern eine Natur zum Aneignen schaffen. Die Aneignung (der Höhle) kann dann ein autonomer, ein individueller Prozess sein. Die Höhle birgt das Potenzial, ein Nest aufzunehmen.

In meinem Verständnis von Stadt als Raum voller Möglichkeiten zur Aneignung sind die Höhlen bereits da. Wir könnten uns einmal aus dem Fenster lehnen und uns die Stadt als ein Gebirge vorstellen. Alle Häuser sind entkernt, die Vorhangfassaden entfernt und zwischen den tragenden Bauteilen spannen sich Räume auf, die keine Bedingungen stellen, sondern uns ein vorbehaltloses Angebot zur Aneignung machen. Je nach Beschaffenheit, Abgeschlossenheit und Anspruch könnte ich die Höhlen nehmen, wie sie sind, oder mein Nest darin bauen. Die Höhle ist das Beständige und bleibt in ihrer Robustheit über Generationen erhalten. Die Nester sind temporäre Strukturen, die ein Ausdruck von individueller Aneignung und Entfaltung sind. Die Metapher von Höhle und Nest reicht noch in eine weitere Betrachtungsebene hinein – in die Materialität. Die Höhle zeichnet sich im herkömmlichen wie übertragenen Sinn durch Schwere, Massivität und ein robustes, statisches Gefüge aus. Das Nest ist leicht, aus natürlichen, gefundenen, gerenteten Materialien gebaut. Das Nest lässt sich mit einfachsten Mitteln und sogar in Eigenleistung errichten. Es ist nur punktuell fixiert und lässt sich umbauen, anbauen, abbauen und an einem anderen Ort wieder aufbauen.

Die Höhle bietet grundlegende physikalische Qualitäten wie Festigkeit, Tragfähigkeit, thermische Speicherfähigkeit und Schutz vor elementaren klimatischen Bedingungen.

Das Nest ist im übertragenen Sinne unsere dritte Haut, mehr ein Kleidungsstück, ein Kokon, ein Gehäuse denn ein Haus. Nester können stehen, hängen, liegen, schwimmen, sich anschmiegen, sich zusammenfügen, sich auf- und zufalten, sich auflösen.

Nicht jedes Haus muss entkernt werden und nicht jeder Mensch und jede denkbare Nutzung müssen in ein Nest ziehen. Es gibt fantastische Gebäude, die seit vielen Jahrzehnten oder sogar Jahrhunderten in stetiger Nutzung sind und die sich immer wieder an die veränderten Anforderungen anpassen können. Das sind im Grunde genommen Höhlen mit idealen Bedingungen – denen ist kaum etwas hinzuzufügen. Häuser und Orte, die über einen langen Zeitraum mit einer großen Kontinuität und Verbundenheit genutzt und bespielt werden, sind erhaltenswerte Symbiosen zwischen Mensch, Ort und Gebäude. Es gibt aber eine Vielzahl von Gebäuden, die diese Qualitäten nicht aufweisen, sei es, weil die ursprünglich projektierte Nutzung nicht mehr relevant ist oder weil die Sanierungszyklen eine radikale Neuinterpretation zulassen: der komplette Wohnungsbau seit den 50er-Jahren, Bürogebäude, ausnahmslos alle Hochhäuser, Bahnhöfe, Schulen, Werkstätten, Industrieanlagen, Lagerhallen, Verkehrsinfrastrukturen wie Viadukte, Parkhäuser, Tunnel und U-Bahnen ...

All diese Gebäude sind potenzielle Höhlen. Die meisten von ihnen hat der Vulkan ausgespuckt, sie sind durch den massiven Einsatz von fossiler Energie entstanden. Diese Bauwerke müssen in aller Regel spätestens nach 40 Jahren technisch und energetisch saniert werden, unterliegen oft überkommenen Nutzungen und sind in einer Neukonzeption deutlich effizienter zu gestalten. Innerhalb des Bestands kann man durch intelligente Konzepte, mitgedachte Mehrfachnutzungen und Nachverdichtung das räumliche Potenzial deutlich besser nutzen.

Die Nachverdichtung der Stadt sollte nicht auf Kosten des öffentlichen Raums, von Grünflächen und der letzten verbliebenen Freiflächen gehen. Im Gegenteil. Die Verdichtung im Bestand kann neue Freiräume in der Stadt generieren.

Eine Stadt, ein Quartier, ein Bauwerk, das nutzungsoffene Räume zur Aneignung durch Einzelne und Gruppen vorhält, erzeugt Lebendigkeit und

Interaktion. Das Bauen von Nestern kann mit einer ganz anderen Kreativität und Agilität vonstattengehen als der Bau von Höhlen.

Großbaustellen lähmen mitunter ganze Quartiere, erzeugen unglaublich viele Emissionen und enorm viel Schwerlastverkehr. Hinter Zäunen entsteht in einem Hochsicherheitsbereich ein neuer Stadtbaustein, der sich von vornherein dem Ort entzieht. Die Akteur:innen sind nicht mit dem Ort assoziiert, sondern werden als Subunternehmer:innen von Einsatzort zu Einsatzort geschickt. Die Baustelle nimmt keine Beziehung zum Kontext auf und wird als eine (Zer-)Störung empfunden.

Eine Stadt, die sich als aneignungsoffene Plattform für das Leben versteht, integriert das Bauen und transformierende Prozesse in den Alltag. Die Straße, heute hauptsächlich dem motorisierten Verkehr und parkenden Autos vorbehalten, kann ein Ort zur produktiven Entfaltung werden. Kleinteiliges, handwerkliches Bauen kann flexibel mit den Gegebenheiten und Angeboten des Ortes umgehen und sich in die alltäglichen Abläufe einer produktiven, lebendigen Stadt integrieren. Bautätigkeiten sind ein maßgeblicher Ausdruck einer sich ständig wandelnden Stadt, eines lebendigen Organismus.

Die mechanische Stadt

Die Entwicklung der Städte, wie wir sie kennen, ist von einem mechanistischen Weltbild geprägt worden. Mit der Industrialisierung, dem Aufkommen von Maschinen, Lokomotiven und später Automobilen, mit der Einführung von Fahrplänen und der Omnipräsenz von Uhren ist die Mechanik zum Taktgeber der Städte geworden. Vor hundert Jahren sollten die moderne Stadt und ein modernes Haus wie eine Maschine konstruiert sein, so aussehen und auch so funktionieren. Die Begeisterung für die technische Logik von Schiffen, Flugzeugen und Fabriken ließ sich formal und funktional auf die Ästhetik der Stadt übertragen.

Ingenieur:innen reduzierten die Komplexität der Beziehungen und Abhängigkeiten des urbanen Gefüges auf Schaltpläne, Betriebsabläufe und austauschbare Variablen.

Um Prozesse effizienter zu gestalten, ist die Stadt in die Sektoren Wohnen, Arbeiten, Versorgung und Erholung gegliedert worden. Das Wohnen sollte vom Schmutz der Betriebsamkeit befreit sein. Die Entzerrung der Lebensbereiche hat in Teilen die ungesunde Dichte der Stadtquartiere überwun-

H

Die Stadt ist ein Kristallisationspunkt unserer Kultur und nimmt in der Überprüfung der Gegenwart eine Schlüsselposition ein. Sie ist ein Organismus, ein sich permanent entfaltender Lebensraum für alles Lebendige.

Unser Bestand an Infrastrukturen und Bauwerken ist ein Geschenk der industriellen Revolution. Was mit massivem Einsatz von fossiler Energie errichtet wurde, wird zu einer Landschaft – zu einer Natur, die enorme räumliche Potenziale für eine suffiziente, ganzheitlich ausgerichtete Lebensweise bietet.

Durch selbstwirksames Handeln können wir zu aktiven Teilhaber:innen und Gestalter:innen der Gegenwart werden und uns mit unseren Mitmenschen, der Welt und uns selbst verbinden. Dieses Buch ist eine Ermutigung, das zu gestalten, was vor uns liegt.

Andree Weißert ist gelernter Zimmerer und hat Architektur studiert. Seit 2009 arbeitet er als selbstständiger Gestalter, Handwerker, Autor und Dozent in Berlin. Im Spannungsfeld seines Alltags entsteht ein differenzierter Blick auf Stadt, Arbeit und Gesellschaft der Gegenwart. Daraus entwickelt er eine Perspektive für einen nachhaltigen Zugang zur Welt.
(www.andreeweisert.com)

